

Gefahren zur See.

Fortsetzung von Nr. 1.

Das Schicksal der glücklich gelandeten „Vulgaria“, der beidenmütigen, feig-reiche Kampf der Schiffsmannschaft gegen die fischischen Elemente beschäftigt noch immer die Öffentlichkeit. Was das sagen will, drei volle Wochen lang, jede Minute Tod und Untergang vor Augen, gegen Sturm und Wellen anzukämpfen, ein Spiel der Wogen, das kann nur derjenige beurtheilen, der selbst einmal dem Tod in's Auge geschaut hat.

Glücklich hatte ich früher schon meine neuntägige Amerikafahrt zurückgelegt, glücklich war ich wieder nach Deutschland zurückgekehrt, wir hatten gut Wetter und gute Fahrt gehabt, dem alten Negir ward es Verdruss bereitet haben, daß ich ihm nicht auch baldige und die Erstlingspreise und Transkopter darbrachte; da führte mich einige Jahre später mein Pfad gen Nordost in die finnischen Schären. Zuvor jedoch sollten wir Petersburg anlaufen und die Handelsplätze der Ostseeprovinzen Libau, Riga, Reval. Unsere Fahrt begann in Stettin, Preussens erstem Seehandelsplatz.

Die Fahrt versprach besonders interessant zu werden; machte doch die neugebaute „Guronia“ ihre erste Reise. Stolz lag der mächtige Bau am Bollwerk, die gelbbrannten Schornsteine leuchteten weit hin durch die zahlreichen Barken und Briggs, die im Hafen lagen; mit stichtlichem Behagen blickte der Kapitän auf die reiche Uferung, die sich tief im Vordraum barg. Zumeist waren es landwirtschaftliche Maschinen und Gerathe, die als Ergebnisse deutscher Industrie ihren Weg nach Rußland nahmen.

Vom Großtopfplattentopf über den Kreuzmast wog flatternd Wimpel und Flaggen, von leichter Brise bewegt; Kommandobrände, Bordred und Rühl waren mit Blumen und Guirlanden geschmückt, und am Strande kamen und gingen Hunderte von Menschen, dem neuen Dampf vor seiner Erstlingsreise nach einem Abschiedsgruß zuzurufen.

Abends um 9 Uhr, so lautete die Schiffsordre, hatten wir Passagiere an Bord zu sein, da frühmorgens um 5 Uhr die Anker gelichtet werden sollten. So pünktlich zur Minute fanden wir uns ein, nachdem wir uns im „Luitdichten“ die Pentersmahlzeit hatten gut schmecken lassen. Ich sage „wir“, die drei Passagiere, die wir nachher zusammen unserer Reise machten, ein türkischer Ritterkreuzbesitzer, Herr v. R., ein Kaufmann und meine Person, hatten nämlich — unbekannt, daß wir gleichen Zielen zusteuerten — in dem düsteren Gambriunstempel gefesselt und uns zur Reise gefaßt. Natürlich Jeder für sich, bis wir uns dann an Bord wiederfanden. Nun war allerdings der Zwang beseitigt, und als uns der liebenswürdige Kapitän Emil einlud, während der ersten zwei Tage keine Gäste zu sein, gebot uns gesellschaftliche Pflicht von selbst engsten Familienanschlüssen. Gern hätten wir die einzige mitfahrende Dame in unserem Kreise gehabt, indessen war ihr Geist williger als das Fleisch; sie kam an Bord, rührte die Nacht, wurde aber am nächsten Tage, als sie in das Sommerhause Haff sah, von solcher „Wasserrind“ ergriffen, daß sie sich in ihre Gemächer zurückbegab und ihr Dasein erst wieder veränderte, als ihr gemeldet wurde: „Land!“

Dafür nahm das männliche Reisetriumbrat die Einladung des Kapitans um so lieber an, und während dieser, ein alter Indiensfahrer, der mehr als zwanzig Mal mit seinem Segler das Rab der guten Hoffnung umsegelt hatte, sich mit dem neuen Schiffe vertraut machte, benutzten wir die herrliche Raiennacht, um unsere Ansichten über Schiffsfahrt im Allgemeinen und Besonderem zu äußern und zu verfechten. Unsere Betrachtungen endeten schließlich in einer sehr ausführlichen Abolotgetil über den Hering. Unser Merantilgefährt „machte“ nämlich in Dertingen. Unser Beiderkenntnis dieses Theres beschränkte sich zumeist darauf, daß wir seine Nützlichkeit und seine außerordentlich heilwirkende Kraft insbesondere nach dem Genuss von Bier rühmten; nun aber wurden wir in das ganze zoologische Mytherium eingeweiht, lernten die verschiedenen Arten und ihre Nährkraft kennen; erfuhr, daß der jungfräuliche Hering ein Matjeshering sei, ein alter Arel und Vater unzählbarer kleiner Heringe eine Nöle heisse, und viele andere schöne Sachen. Das interessante Thema hatte unsere Gauensoffie so gefesselt, daß mein Reisegenosse sich plötzlich hintenüber legte und verzweifelt rief: „Wasser, Wasser!“ Befanntllich ist aber gerade auf dem Wasser nichts schwerer zu erlangen als Wasser, und so blieb uns nichts übrig, als unser heißes Begehren in Bier und Wein zu stillen.

So verlief die Nacht! Die ersten Morgenfonnenluthen haben uns noch bei feucht-fröhlicher Arbeit, wir schauten hinaus auf die See — das Meer erglänzte weit hinaus — doch halt, keine leuchtige Stimmung! Wir lagen noch fest verankert, erst gegen 4 Uhr regte es sich an Bord; unser Kapitän war aber nicht zu sprechen für uns, er hatte eine große Aufgabe vor: die Regulierung der Kompaß; Peil- und Steuerkompaß sind das Herz des Schiffes. Wächtergleich schauten wir ihm

von ferne zu, ohne zu erfahren, wann die Regulierung beendet sei. Da ertönte plötzlich kräftig sein Kommando: „Stopp! Steuerbord rechts!“ Langsam vorwärts! Die Schraube peitschte den schäumenden Schaum und langsam glitt die „Guronia“ über das Wasser binans in das Hoff. In stiller Betrachtung sahen wir dem majestätischen Schauspiel zu, dann sahen wir uns und wünschten dem Schiffer „glückliche Fahrt.“

Ein Danteswort aus frohlich lächelndem Munde, ein kräftiger Händedruck von einer schweren Seemannshand, ein aufsatzmendes „Gott sei Dank!“ und dann eine Einladung: „Nun, meine Herren, ein Glas Seltz zur Feier!“

Die Tauffeier wahrte etwas lange, aber nichts störte ja; die „Guronia“ fuhr richtigen Kurs. Erst in der zweiten Nacht merkte unser Schiffer, wir befanden uns unmittelbar vor Vornholm. Doch das sieht einen alten Seebären nicht an, nur war Zeit verloren. Neben dem Kompaß trat jetzt das Loth in Anwendung und es wurde ununterbrochen „gefühlt“. Endlich waren wir wieder im richtigen Fahrwasser, aber das schöne Wetter wich einem starken Nebel. Zwei Tage und zwei Nächte fuhren wir nur mit halber Kraft und auch diese wurde noch verringert. Sonnabend Morgen hatten wir die Anker gelichtet, spätestens am Montag Nachmittags hätten wir die erste Reifstation, Kupfins bedeutenden Hafenplatz Libau, erreichen müssen; schon glaubten wir das Ziel zu gewinnen, die Sonne troch ein wenig durch den Nebel, in dunklen Umrisfen konnte man den Leuchtturm, die Mole- und die an der Düne sich hinziehenden Häuser erblicken, dann aber trieg der Nebel dichter und dichter und ein undurchdringlicher Schleier umhüllte uns. Die Lichter wurden aufgesetzt und bei der drohenden Gefahr, auf eine der Sandbänke, welche vor der Küste liegen, geworfen zu werden, ließ der nun doch besorgt gewordene Schiffer „hoppeln“. Laut rasselte der Anker aus den Kettenlöchern zu Grund und ein beängstigendes Gefühl legte sich auf unsere Gemüther. Die frohliche Heiterkeit machte einem ernsten Tone Platz, und als der Kapitän seinen Südwester anlegte und sich am Steuer festbündete, ließ abhören wir die ganze Gefahr, der wir ausgesetzt waren. Mehrmals hatte er uns aufgefordert, in die Kajüten zu gehen, aber endlich gab er unseren Vorstellungen nach und ließ uns an Deck. Lautlos gingen wir vom Vorded nach dem Achterdeck und wieder zurück, dann näherten wir uns der Kommandobrücke und blieben hier sitzen, um den weiteren Gang der Dinge zu beobachten. Es sollte unser Aller Glück und Rettung sein!

Die verantwortliche „Guronia“ drehte sich inzwischen im Kreise, die Wellen peitschten mit kurzem, traudendem Ruck an Planken und Spanten und man empfand, daß die von Kettelbed fernezeit einmal verächtlich „Entenpfüße“ getaufte Ofsee wegen ihres kurzen Wellenschlages doch ein ganz gefährliches Gemässer ist. Unser Kapitän war sich der Gefahr und seiner schwierigen Aufgabe voll bewußt; kein Wort kam über seine Lippen, die Hand lag fest an der Kurbel, sein Auge sah in das unurchdringliche Dunkel. So verging Stunde auf Stunde, es kam die Nacht und wieder der Tag. Kein Laut war vernehmbar; nur hin und wieder wurde ein kleines Rührboot tief unter uns vorbeigejagt, ein Zufall, wenn die Zufälle wieder die Küste erreichten.

Stumm sahen wir Zwei in der Nähe des Kapitans, eingehüllt in Decken und Tücher, um uns vor dem „Wellenrausch“ zu schützen. Unsere Speiszeiten nahmen wir uns aus dem Speiseraum mit an Bord; wir waren um nichts in der Welt zu bewegen gewesen, hinabzugehen. Der Dienstag ging zur Neige, die Nacht brach an und keine Aussicht, daß sich der Nebel zertheilen würde. Die Lage wurde noch unheimlicher, denn unser alter Schiffer ließ die unheimliche Sirene ertönen. Wenn etwas geeignet ist, keine Beförderung aufkommen zu lassen und die Angst von dem Gemüthern zu nehmen, dann ist es dieses Schiffssignal. Nach Seemannsbrauch und Vorschrift muß die Sirene in Zwischenräumen von 30 Sekunden ihren nervenschütternden Pfiff ertönen lassen. Unser Kapitän behielt die Schmir in der linken Hand und vorchriftsmäßig ging der Ton hinaus in das All. Nach und nach verlangerten sich die Zwischenräume von einem zum anderen Pfiff, aber die ganze Nacht hindurch bis zum frühen Morgen heulte und brüllte es.

Es war Morgens gegen 4 Uhr. Meines Reisetgefahrten bemächtigte sich plötzlich eine fieberhafte Erregung. Unruhig richtete er das Ohr nach einer bestimmten Richtung, der auch dann das Auge folgte, dann wieder sah er zum Kapitän hinüber, der ihn ebenso fragen anblickte.

„Kapitän, haben Sie nichts gehört?“ „Ja, haben Sie etwas gehört? Mir war's auch so!“

Minutenlang Stille, die zur Ewigkeit wurde.

„Gewiß, Kapitän! Dort—dort,“ und damit wies er nach einer bestimmten Richtung hin.

Unser Kapitän lugte aus, aber ehe er noch sprach und sich äußerte, gab er das Kommando: „Anker hoch!“

Die Schiffsmannschaft stürzte an den Ankertrahn und langsam stieg der Anker hoch. Dann richteten sich Aller Blicke

auf den Kapitän, der ununterbrochen die Sirene ertönen ließ.

Herr v. R. hatte inzwischen weiter beobachtet, seine Unruhe wuchs, häufig warf er die Decke von sich, sagte das Fernglas an's Auge und rief dem Kapitän häufig zu:

„Achtung! Kapitän! Wir sind verloren! Schiff in der Nahe!“

„Wo? Wo?“

„Dort! dort!“ so riefen die Stimmen durcheinander; dann schwiegen Beide, die Beförnung lähmte ihre Junge, aber der alte Ohndiensfahrer blieb besonnen, für den Augenblick konnte er wohl zweifeln, dann kam die Kaltblütigkeit wieder.

„Dort! dort! Sehen Sie nicht den schwarzen Punkt?“

„Baldro links!“ und mit elementarer Wucht, Ruder hart gelegt, flog die „Guronia“ herum.

Einige Minuten später und der „liegende Holländer“ hatte uns in der Nahe gepackt und mitten durchgeschlitten.

Die Wellen schäumten hoch auf; aus dem dichten Nebel löste sich ein dunkler scharfer Punkt und feuererborstet hart an fuhr, schwer schlagend, ein mächtiger Dampfer, zweimal so groß wie die „Guronia“. Schneller, als ich es zu schildern vermag, rauschte er an uns vorbei, aber wir hatten doch Zeit, seine Rationalität zu erkennen, am Heck trug er den niederländischen gekronten Löwen der Donauische Raikun im blauen, mit goldenen Schindeln besetzten Felde.

Die Gefahr war vorüber, erleichtert athmete Alles auf. Selbstverständlich drehte sich unsere fernere Unterhaltung um unsere wunderbare Rettung, für die der Kapitän offenbar seinem Passagier dankte. Hatte er ihn nicht darauf aufmerksam gemacht, daß er neben der Sirene der „Guronia“ eine andere höre — eine Beobachtung, die bei der von einer halben zu einer Minute erfolgenden Wiedergabe nur zu leicht eine Täuschung herbeizuführen kann —, so wären wir unrettbar verloren gewesen. Man würde von dem fremden Schiffe wohl kaum je etwas gehört haben. Wenigstens ist es unserer gemeinsamen Bestrebungen, als wir fernerzeit unsere Fahrt beendet hatten, trotz monatlangem Suchen in allen Zeitungen und Schiffsnachrichten nicht möglich gewesen, den Namen des großen „Unbekannten“ zu erfahren. Er war gleich uns im Nebel verblieben worden.

Die „Guronia“ freilich mit ihrem lebenden und todtten Inventar hatte man schon vermisst, und zwischen Stettin und ihren Hafenplätzen hatte der Telegraph eifrig gespielt. Seit 36-stündiger Fahrt liefen wir endlich am Donnerstag Morgen 6 Uhr nach 100-stündiger Fahrt im Hafen von Libau an. Die uns zugeordneten Obationen mußten wir als geschehen annehmen, man hatte uns eine Muffstiftolie entgegengebracht am Montag Abend, die aber nicht den übrigen Luftbooten unerrichteter Sache wieder einfahren mußten. Da man die „Guronia“ allen Erstes verloren glaubte, unterließ man diese mühselige Meisre. Die Bürgerlichkeit aber freute sich lebhaft unserer Rettung und feierte uns wie kleine „Nansen's“, die Abder freuten sich noch lebhafter, am meisten aber der Kapitän und die Versicherungsgesellschaften.

Eine Tragödie der Wüste.

Von Ido Braugogel.

Die nachstehende Geschichte ist „wahr“. Daß sie es ist, ist das Entsetzliche an ihr. Das Verhängnis daran ist, daß sie sich so nur vor 25 Jahren ereignen konnte.

Ein heißer, wolkenloser Sommertag. Aus einem ganzem Abgrund tiefblauen Agures strömte die grimmige Sonne ihre alles verzengenden und Bündel und Garben auf die Wüste von Süd-Arizona aus. Kein Hauch, kein leiseses Regen in der Luft. Kein Grün, kein armlüchtiges Leben auf der Erde. In der Höhe alles erstickend, in der Tiefe alles erstickt.

Jetzt erscheint auf dem Ramme der nach Westen zu den Horizont abblühenden, wie gelbliches Silber flimmernden Sanddüne eine Gruppe. Sie kommt näher. Männer auf Pferden. — Männer, ihre Pferde hinter sich am Zaum herziehend, — voran eine Hand voll Männer zu Fuß.

Indianer, etwa 20 bis 25 an der Zahl.

In der Mitte der den Zug zu Fuß erspähenden Gruppe befindet sich ein Weißer.

Die Rothhäute — man möchte sie die rothen Teufel nennen — sehen fürchtlich in ihren rothen Farben aus. Obgleich ihre Gesichter unter den sie kreuz und quer bedeckenden Streifen und Kleezen von Roth und Grün etwas Störres, Uebewegliches haben, sind es doch die Gesichter von menschlichen Wesen. Und mer hinter dieser Unbeweglichkeit lauert und sich zum Sprung rüstet, ist die lechzende Erwartung der schlammigen, weil wie bei einem Thier zur instintiv-abgeklärten Methode gewordenen Grausamkeit.

Frische Kalbe hängen von dem Gürtel zweier oder dreier von ihnen herunter.

Der weiße Mann trägt die staubbedeckte, zerrissene Uniform eines Offiziers der Ver. Staaten-Armee, eines Kapitans.

Seine Arme sind weit hinter dem Rücken zurückgezogen. Und dort wie-

der an den Ellbogen mit Lederröcken zusammengeknüpft, die scharf in's Fleisch schneiden.

Um den Hals liegt ihm eine Juca-Hanfsschlinge, wie einem Thier. Einer der Indianer hält das Ende derselben. Des weißen Mannes Gesicht ist mit Blut bedeckt. Es ist bereits ausgetrocknet. Nur in der Mitte der geronnenen braunen Kruste befindet sich ein frisch- quellendes rothes Ainnel. Es erhält seine riefelnde Nahrung aus einer breiten Kopfwunde, deren dicke Tropfen auf den gelben Boden niederfallen, wo sie im ersten Augenblick wie rothe Flämmchen aufleuchten, um schon im nächsten zu erlöschen.

Ein Ruck an der Schlinge, und der weiße Mann hält in seinem erschöpften Gange — es war mehr ein Vorantanken als ein Vorngehen — inne.

Wie erschöpft er auch ist, die Muskeln seines Gesichts sind kraft angezogen, die Zähne fest übereinander gebissen.

Sie halten auf dem ebenen Grunde einer weiten, muldenartigen Vertiefung in der Pfad- und spurenlosen Wüste.

Vier Holzpföde werden in den Grund getrieben. Lange Pföde, die eben schließlich nur zwei Fuß aus dem Sande herausstehen, sodas sie ein Oblong bilden.

Ein Oblong adt bei vier Fuß.

Jetzt werden des Gefangenen Arme aufgebunden. Sie fallen, als gebornten sie gar nicht zu seinem Körper, wie todt an den beiden Seiten desselben herunter. Im nächsten Augenblick ist er gepackt und der Länge des Oblongs nach zwischen die vier Holzpföde mit dem Rücken auf den Boden gelegt. Arm und Bein — erst so gestreckt, daß jedes auf den nächsten Holzpfod weiß, werden jetzt mit Riemen an dem nächsten Pfod befestigt.

Und nun wird jeder dieser Riemen angezogen. So fest und so stramm angezogen, bis er nicht fester angezogen werden kann, und bis der Mann, ein schieres menschliches Kreuz, so fest da liegt, daß er, mit Ausnahme des Kopfes, auch nicht den geringsten Theil seines Körpers rühren kann. Ein menschliches Kreuz, aus dessen schlupflosen Kopf zwei Augen in die Höhe emporstaren, von der nicht bloß eine Sonne, sondern ein ganzes Firmament von Sonnen ganz Hüllen von Gluthen herniederregnen läßt!

„Nun wird ein Stück Leinwand wie eine Decke über vier Holzpföde gespannt und sorglich an ihnen befestigt. Um den Mann zu beschützen? Gebuld!“

Die Indianer beugten sich nieder und schöpften mit den hohlen Händen von dem feinen trockenen Sande in die Decke, welche sich unter dieser Last mehr und mehr nach unten zu ausbaucht — gerade über dem Gesicht des Mannes am tiefsten ausbaucht.

Und nun zieht einer feir Messer aus dem Gürtel und triecht mit demselben in der Hand unter die hinunterbauchende Decke zu dem Gefangenen.

Jetzt hat die Messerspitze ein kleines, ganz kleines Loch in die Decke gemacht — gerade groß genug, um immer ein paar Sandkörner auf einmal durchzinsen zu lassen — und gerade dort, wo die Sandlast in der Decke am tiefsten herunterhängt, gerade in des Mannes Gesicht hineinhängt.

Um dem Mann Luft zu machen? Gebuld! Der Indianer, der es gethan, ist jetzt unter der Decke wieder herorgekrochen. Nun erhebt er sich ohne Geile, ohne einen Blick auf sein Wert oder sein Obere zu werfen, verschwindet er geräuschlos über den Rücken der nächsten Sanddüne. Die Anderen folgen ihm ebenso geräuschlos. Auch nicht der leiseste Zweifel, nicht die leiseste Frage, ob es gelungen, spricht aus ihren Mienen. Sie wissen, es ist gelungen und entfernen sich lautlos dem Führer nach.

Nur die beiden Wüstengeier beginnen mit weiteren Flügel schlagen, um etwas niedriger zu fliegen.

Der Mann liegt unter der Decke mit einem aufwärts gerichteten Gesicht, gerade unter dem zu rinnen beginnenden Sande.

Er hat die ersten ihm auf das Gesicht fallenden Körner mit einer Kopfbeugung abgeschüttelt.

Er denkt an seine Frau daheim. Seine geliebte, junge Frau. Sandhorn füllt um Sandhorn. Wieder schüttelt er die Körner ab.

Nun denkt er an seine Kinder. Es sind ihrer zwei. Das jüngste ist eben drei Jahre geworden.

Mehr und mehr Sand fällt. Er wirft den Kopf abwendend und abschtüttelnd hin und her.

Und nun denkt er an den Ueberfall von heute früh. Wie die rothen Teufel auf einmal, und als es am wenigsten zu vermuten war, wie aus dem Wüstenlande emporwachsend, um sie herum waren, und wie er, der Letzte hinter seinen Leuten, eben gleich diesen zur unermesslichen Flucht ausholend, den Schlag auf den Kopf erhielt, der ihm vom Pferde riß; und wie er mit schwindendem Bewußtsein in einer blendenden Vision von rothen und weißen Streifen mit einem ganzen Himmel voll Sterne darüber zurückfiel.

Leise und langsam rinnt der Sand und so gleichmäßig, als ob die Parzen selber die einzelnen Körner abzählten. Zwei seiner Leute, die gleich ihm in einer Stunde das Fort erreicht zu haben hofften, hat er während des Ueberfalls todt von den Pferden fallen sehen — ob, wie er sie beneidet!

Die Fliegen, das einzige, aber um so intensivere Leben der Wüste, haben den Weg unter die Decke, auf sein Gesicht gerunden. Sie gefellen sich mit ihren feinen, kugelnden Beinen zu dem fallenden Sande und vermehren seine Qualen.

Schon werden die Bewegungen seines Kopfes schwächer. Schon hat der von seinem Gesicht abgeschüttelte und herunterfallende, sich zu beiden Seiten desselben aufhäufende Sand die Ohren erreicht.

Mechanisch rückt, schiebt und zuckt er mit dem Kopf, — schnaubt, zittert und zuckt er mit den Näsern, den Lippen, den Augenlidern und den Stirnmuskeln. An seinen Hand- und Fußhänden zu rucken und zu reihen, hat er längst aufgegeben.

Jetzt geht der Sand über seine Ohren hinweg.

Die Sandanhäufung auf beiden Seiten des Kopfes ist so hoch, daß er ihn kaum noch dazwischen bewegen kann. Zwei Rißen, weich wie Flaum und unerbittlich, nachgiebig zugleich, wie Granit.

Schon haben seine mechanisch kampfenden, auf und nieder zuckenden, hin und herflatternden Lippen und Näsern die größte Schwierigkeit, das gelbe Nord — Gerinne von Mund und Nase fortzuhalten.

Nun wird sein Kopf unbeweglich. Der Sand bedeckt den Hals.

Bald hat er die Seitenwinkel der Augen erreicht.

Die Fliegen machen sich die noch freien Stellen der geronnenen Wustfläche mit dem noch halb feuchten Wundrinnele darin freitig.

Keine Kopfbewegung mehr. Raum noch ein verlorenes Flidern und Klackern der Stirne und Gesichtsmuskeln.

Jetzt verschwindet mit einem letzten kampfartigen Zertrüchtstausen der Lippen der Mund unter dem sich leise, mit fast zärtlicher Weichheit über alles fort-schiebenden Sande.

Jetzt hat er die Rosenlöcher erreicht, — jetzt fällt er sie aus, — und jetzt — jetzt ist das ganze edel geschnittene, gelbe Gesicht wie in einen einzigen tiefen Sandabguß gehüllt.

Und immer noch tridelt und dribbelt der Sand, und schon ist auch die letzte erkennbare Kontur aus dem Sandhaufen verschwunden, welcher rund und weich, wie ein von lebender Mutterhand glatt getrichener Schlummerpfühl nur noch ein paar Haarbretten weiter zu machen hat, bis er zu der Höhe der Decke emporgemacht sein und die kleine mörderische Oeffnung erreicht und verschlossen haben wird, welche das Messer des Apache-Hauptlings dort so kunstvoll und fein angebracht hat.

Die junge, schöne Kapitansfrau daheim im Othen erzählt ihren aufstrebenden Kindern von „Pa's“ Heldenthaten als „Indianer-Fighter“. Sie hat keine Idee, daß sie Wittwe ist, und daß ihr stolzer „Indianerkämpfer“ für immer ausgekämpft hat, — und wie ausgekämpft hat, — da draußen im Wüstenland von Arizona!

Ein ergötzlicher Vorfall am Bahnhofshalter.

Folgender Vorfall ereignete sich vor Kurzem an dem Bahnhofshalter in Hörde: Kommt da ein Mann vom Lande zum Bahnhof und verlangt mit folgenden Worten eine Fahrkarte:

A: He, ein Bullet!

B: Wobin?

A: Dat find mine Saken.

Galant. Dame (bei Tisch): „Aber ich werde doch nicht den Ehrenplatz an der Tafel einnehmen?“

Hausberg: „Wo immer Sie sitzen, meine Gnädigste, dort ist der Ehrenplatz!“

Um eine Antwort nicht verlegen. Käuferin: „Die Fische sind, wie ich sehe, todt!“

Verkaufersin: „Natürlich! Die Gnädigste kauft doch das Kindsfleisch auch nicht lebendig!“

Schmeichelei. Freund (zum Lehrjungen, der einem Kunden die Haare schneidet): „Wie hast Du denn schon wieder die Haare geschnitten, Du Lummel! Der Herr schaut jetzt aus wie ein gelochenes Schaf!“

Gleichmüthigkeit. Dame (auf einem Farmhofe): „Wah! herrliches Kindsch!“

Farmers: „Sehr schmeichelhaft, Madam, aber kein Wunder, denn ich bin ja unter dem Kindsch sozusagen aufgewachsen!“

Aufführung. Gattin: „Da liest man und hört man immer von „moderner Frauenbewegung.“ Was mag denn eigentlich darunter verstanden werden?“

Gatte: „Nichts Anderes als Kaufsahren.“

Treffend. Kesse (zu seinem Freunde): „Du hast keinen Begriff, was für scharfe Bemerkungen meine Taute stets auf meine bittenden, höflichen Briefe hat!“

Freund: „Ja, mein Lieber, eine ausgeputzte Citrone wird stets etwas scharf sein!“

Gutes Mittel. Kommerzienrath: „Ihre ausgezeichnete Gesundheit hat meine Frau nur meinem Hausarzt zu verdanken!“

B: „So — ist der so geschickt?“

Kommerzienrath: „Nein, aber so grob, daß meine Frau sich nicht trauf, trauf zu werden!“

Mißtraulich. Heirathsdirektor: „50,000 Mark ist eine schöne Mitgift! Hier ist die Photographie der Dame!“

Heirathslustiger (erschrocken über die große Däblichkeit): „Das Bild ist doch hoffentlich nicht auch noch geschmeichelt!“

Kindliche Naivität. Lehrerin (die den Kindern vom „Dornröschen“ erzählt): „Womit hat also der Prinz das Dornröschen ausgekostet? Was gab er dem Dornröschen? (Marieden schweigt.) Nun, Marieden, er gab ihm doch daselbe, womit Dich Morgens Deine Mutter beim Erwachen begrüßt! — Was gab er ihm also?“

Marieden: „Guten Löffel Leberthran!“

Eine ungerathene Tochter. Barbier: „... Emma hat! Unglück ich mit meiner Emma hat! Verliebt sich das Mädchen in einen Menschen der — sich selbst raffirt!“

Verhängnisvoll zinit. Sie: Grimmen Sie sich nicht der schönen Stelle aus Schiller's „Glode“, Herr Müller, wo das Walten der Hausfrau so unübertrefflich geschildert wird?“

Natürlich, gnädige Frau, ganz natürlich: „Wehe, wenn sie losgelassen.“

Immer Soldat. Wissen Herr Lieutenant schon, Geheimraths Zünigste hat sich verheiratet?! „Schneidiges Madel — sechs Vordermädchen überprungen.“

Der Kauf der Welt. Kolporteur: „Ich hab' hier ein wundervolles Conversationslexikon.“

Herr Schlaumeier: „Ich brauch' teins!“

Kolporteur: „Aber, ich bitt' Sie, jeder Mensch gebraucht ein Conversations-Lexikon. Wie, in aller Welt, wollen Sie z. B. ausfinden, wie viel Einwohner Rabagasker hat, oder die Entfernung des Mondes von der Erde, oder das Datum der ersten Kabelegung?“

Herr Schlaumeier: „Da schreib' ich an den „Briefkasten“ irgend einer Zeitung. Denken Sie, ich bin ein Esel?“ Und er schmiß ihn hinaus.

Widerspruch. Logiswirthin (Besitzerin eines Hauses, in dessen Keller ein armer Student wohnt): „Haben Sie schon den Kaffee erhalten?“

Student: „Ihr Fräulein Tochter hat sich herabgelassen, zu mir heraufzukommen.“

Kühne Behauptung. (Kathederblüthe). „... So ist begründete Aussicht vorhanden, daß uns weitere Bewoollkommnungen der Telekose schließlich auch die ungezählte Millionen von Meilen entfernten Dimmelskörper in greifbare Nähe rücken werden.“

Immer Jurin. Adolat: „Du scheinst gar nicht zu hören, was ich sage, Emille?“

Brant: „Bersteth, lieber Otto, ich war eben in Gedanken ganz wo anders.“

Adolat: „So? Dann weise mir Dein Alibi nach!“

Annonce. Drei flinke Schreiber werden zum Abschreiben meiner Zeugnisse auf einige Tage gesucht. Amalie Maier, Köchin.

Selbstkenntniß. „Da hat irgend ein Schafkopff seinen Hut dagelassen statt meinem und merkwürdigerweise — mir paßt er ganz genau.“

Gut erklärt. Söhnchen: „Papa, was ist das, das Schwert des Damocles?“

Papa: „So ungefähr daselbe, wie das Ei des Columbus.“